Gustav Adolf

in

Deutschland.

Von

Joh. Janssen.

Broschürenverein.

No. 8.

Frankfurt a. M. 1865.

Verlag für Kunst und Wissenschaft.

G. Hamacher.

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt a. M.

Gustav Adolf von Schweden gehörte bis vor einigen Jahrzehnten zu den gefeiertsten Helden der neuern Geschichte und Napoleon empfahl das Leben dieses gewaltigen Mannes vor allem deßhalb zu einem besondern Studium, weil er es verstanden habe, sich sogar die Bewunderung Jener zu erwerben, auf deren Nacken er seinen Fuß gesetzt. Diese Bewunderung wurde dem Schwedenkönig in Deutschland zu Theil. Während man ihn in seinem eigenen Lande nur als einen großen Feldherrn und Eroberer pries, „der Schwedens Macht und Ansehen zur höchsten Stufe erhoben und halb Europa vor dem schwedischen Namen erzittern machte," wurde er von den Deutschen, auf deren Nacken er seinen Fuß gesetzt, zu einem idealen Glaubenshelden umgestaltet, der, von Natur friedliebend und uneigennützig, nur für die bedrängten Glaubensbrüder zum Schwerte gegriffen und für die „deutsche Unabhängigkeit" und für die „Gewissensfreiheit" auf dem Schlachtfelde bei Lützen sein Leben gelassen habe. Man nannte ihn oft einen Märtyrer für die „heilige Sache der Menschheit".

Diese Beurtheilung Gustav Adolf's hing innig zusammen mit dem schlimmen Wahn, daß der grauenhafte dreißigjährige Krieg, worin er eine so hervorragende Rolle spielte, ein Religionskrieg gewesen, in welchem es sich um die höchsten Fragen, um die edelsten Güter des Lebens gehandelt, ein Krieg, in welchem Katholiken und Protestanten sich für ihren Glauben mit blutigem Hasse verfolgt und insbesondere die Protestanten für die freie Ausübung ihres Glaubens einen Kampf auf Leben und Tod geführt hätten. Und den Kampf des Protestantismus sah man als einen Kampf für Gewissensfreiheit an, als einen Kampf gegen die Aufnöthigung eines religiösen Bekenntnisses durch die Mittel äußerer Gewalt. Diese schlimmen Vorurtheile, die auch noch in unserm Jahrhundert den Parteihaß und die confessionelle Erbitterung von Deutschen gegen Deutsche geschürt haben, sind Gottlob im Verschwinden. Sie machen bei allen unbefangenen Katholiken und Protestanten immer mehr der nüchternen geschichtlichen Anschauung Platz, daß in jenem Krieg nicht religiöse Fragen, sondern politische Machtverhältnisse entscheidend waren und das Blut der Deutschen nicht

für den Glauben des Volkes floß, sondern für die weltlichen Zwecke regierender Häuser und demagogischer Umsturzmänner. Fremde Mächte protestantischer und katholischer Confession fochten im dreißigjährigen Krieg, unterstützt von deutschen Fürsten, gegen Kaiser und Reich; fremde Eroberer durchzogen Deutschland mit ihren räuberischen Horden und die Deutschen mußten die fremden Eroberer für ihre Verwüstungen mit deutschem Gut und Blut, mit Städten und Provinzen belohnen. „Der dreißigjährige Krieg zwischen protestantischen und katholischen Staaten — sagt der protestantische Geschichtschreiber Karl Adolf Menzel — der gewöhnlich für einen Religionskrieg gehalten wird, war kein Streit um Kirchenthümer, sondern um Fürstenthümer und Königreiche." Der Protestant Barthold ist bei der Darstellung dieses Krieges, worin es sich nur „angeblich" um kirchliche Fragen handelte, „von einem fast qualvollen Gefühl für das Unglück Deutschlands durchdrungen," weil „unsere verblendeten Vorfahren ihrer eigenen Macht unterlagen, indem die fremden Kronen, mit unüberbotener Geschicklichkeit der Kraft- und Hülfsmitttl einer schnöd-eigennützigen Partei im Innern sich bemeisternd und den frommen Irrwahn für sich benutzend, unser starkes Volksganze in Fesseln schlugen".

So lautet das Ergebniß der neuern vorurtheilsfreien Geschichtschreibung, welche die Dinge der deutschen Vergangenheit nicht mehr von einem einseitig confessionellen oder von irgend einem willkürlich aufgebauten sogenannt vernunftwissenschaftlichen oder weltbürgerlichen Standpunkt betrachtet wissen will, sondern vom deutsch-nationalen Standpunkt, der für unsere Geschichte der allein berechtigte ist. Sie ist eine Frucht des erstarkten deutschen Nationalgefühls.

Wie aber die irrigen Urtheile über den dreißigjährigen Krieg ein irriges Urtheil über Gustav Adolf veranlaßten, so führen die richtigen Anschauungen über erstern das Urtheil über letzteren auf das rechte historische Maß zurück. Die unbefangene deutsche Geschichtschreibung wird es den Schweden nicht verübeln, daß sie mit Stolz auf ihren „Heldenkönig" blicken, und sie wird eben so wenig dessen wirklich große Eigenschaften verkleinern, die ihm auch seine katholischen Zeitgenossen nachrühmen. Sie wird ihn nicht bloß als einen der größten Feldherren der letzten Jahrhunderte und als einen der begabtesten Staatsmänner darstellen, sondern auch als einen seinem lutherischen Glaubensbekenntniß mit Wärme ergebenen König, als einen Mann von rastloser Thätigkeit, von einem seltenen persönlichen Muth und von einer

Herablassung und Leutseligkeit, die, wo immer er sie zeigen wollte, bezaubernd wirkte. Aber ohne sich von diesen hohen Eigenschaften blenden zu lassen, wird dieselbe Geschichtschreibung andrerseits vorurtheilsfrei die Fragen beantworten, aus welchen Gründen Gustav Adolf nach Deutschland gekommen, was er in Deutschland gewollt und welche Früchte uns seine Einmischung in die innern Angelegenheiten unseres Vaterlandes gebracht hat. Wir wollen diese Fragen beantworten durch geschichtliche Thatsachen, die wir nicht aus trüben parteiischen Quellen, sondern aus dem eigenen Munde des Königs, aus unwiderleglichen Aktenstücken und aus Berichten von gleichzeitigen Schriftstellern kennen lernen, die dem Schweden gewogen oder wenigstens nicht feindlich gesinnt waren.

I. Aus welchen Gründen begann Gustav Adolf den Krieg gegen Kaiser und Reich und was wollte er in Deutschland?

Nach der früher gewöhnlichen Annahme entschloß sich Gustav Adolf zum deutschen Krieg in Folge des sogenannten Restitutionsediktes, durch welches Kaiser Ferdinand II. im J. 1629 die Zurückerstattung aller seit dem Passauer Vertrag (1552) von den Protestanten in Besitz genommenen Kirchengüter verlangte; er kam, sagte man, nach Deutschland „dringend eingeladen" von protestantischen Reichsfürsten, die durch jenes Edikt ihren Glauben bedroht sahen und die völlige Ausrottung des Protestantismus befürchten mußten.

Aber die Dinge liegen anders.

Der dreißigjährige Krieg begann bekanntlich in Böhmen, wo czechische Feudalherren den Pfälzer Friedrich V. als „königliches Werkzeug" gegen das deutsche Reich benutzen wollten und zum Sturze Habsburgs mit den holländischen Generalstaaten, mit Türken und Tataren Verbindungen angeknüpft hatten. Nachdem die siegreichen Waffen Tilly's diese revolutionäre Auflehnung zu Boden geschlagen (1620) erhoben sich die ruchlosen Freibeuter Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig, welche wie Würgengel sengend und brennend durch deutsche Gebiete zogen und von Protestanten, wie Katholiken gleichmäßig verabscheut wurden. Tilly trieb auch diese zu Paaren und der Krieg schien beendet; man träumte am kaiserlichen Hofe von einer Periode eines „neuen glücklichen Friedens".

Aber damals hatte in Frankreich Cardinal Richelieu das Staatsruder ergriffen und suchte die Politik des französischen Königs Hein-

richs IV., die auf eine Zerrüttung und Zerstückelung des deutschen Reiches hinzielte, zu verwirklichen. Während er mit erbarmungsloser Härte in Frankreich ein unumschränktes Königthum aufrichtete und die Centralisation aller Macht erstrebte, wollte er in Deutschland keine kräftige Kaisergewalt aufkommen lassen und durch Beförderung innerer Unruhen, durch Schärfung aller kirchlich-politischen Parteigegensätze, Elsaß und Lothringen und das ganze Reichsgebiet auf der linken Rheinseite an Frankreich annexiren. Schon bevor er „allmächtiger Minister" geworden, hatte er diesen Plan im Einzelnen entworfen und brachte im Jahr 1624 ein geheimes Bündniß zwischen Frankreich und England, den Generalstaaten, Venedig und Savoyen gegen das deutsche Kaiserhaus zu Stande. Um die Religion handelte es sich bei diesem Bunde wahrlich nicht, denn die calvinistischen Holländer, die den katholischen Cardinal gegen den katholischen Kaiser Deutschlands unterstützen sollten, unterstützten ihn auch mit ihrer Flotte gegen die französischen Calvinisten und suchten gegen diese ihre Glaubensbrüder auch das protestantische England zu bewaffnen.

Es handelte sich bei diesem Bunde um einen rein politischen Krieg gegen Deutschland, der den Verbündeten im Jahr 1624 als eine beschlossene Sache galt. Nur die Wahl des Feldherrn, der an die Spitze treten sollte, kam noch in Frage. Richelieu richtete seine Blicke nach Kopenhagen und Stockholm, und wie König Christian IV. von Dänemark, so war auch König Gustav Adolf von Schweden damals schon zum Kriege gegen Deutschland bereit.

Gustav Adolf hatte am kriegerischen Hofe seines Vaters eine durchaus soldatische Erziehung erhalten und war so frühzeitig von militärischem Ehrgeiz erfüllt, daß er, kaum sechszehn Jahre alt, von seinem Vater sich den Oberbefehl in einem Kriege gegen die Russen erbat. Kriegsruhm, sagte er, ist der höchste Ruhm, und Tapferkeit und Unerschrockenheit das beste Erbe des Mannes. Nachdem er im frühesten Jünglingsalter den Thron bestiegen, focht er zuerst gegen die Dänen, besiegte die Russen, die er unter Eroberung wichtiger Provinzen von der Ostsee ausschloß, und stürzte sich dann auf Polen, dessen Krone er mit der seinigen vereinigen wollte. Seinem Reiche die Hegemonie über alle Staaten des Nordens zu verschaffen, war der Lieblingsgedanke seines Lebens, der ihn von einem Schlachtfelde auf's andere trieb. Dazu kamen andere Beweggründe. Nur allein durch auswärtige Kriege konnte er den in ihm lebendigen altnormannischen

Geist, die Lust an kühnen Fahrten befriedigen und zugleich den Adel seines Landes von innern gewohnten Meutereien zurückhalten und durch fremde Lehen und Güter dauernd an seinen Thron fesseln. Deßhalb waren alle seine Einrichtungen im Staate nur auf Krieg und Kriegsführung berechnet, und er drückte seinem Reiche so sehr das Gepräge einer Militärmonarchie auf, daß er jeden 13. bis 14. Bewohner als „Soldaten sich zueignete“. Wenn ihm die Gelegenheit zu einem Kriege günstig schien, so störten ihn keine Rechtsbedenken, so galten keine Verträge, so galt nur der Grundsatz, den er einst den Gesandten sei es Schwagers, des Kurfürsten von Brandenburg, aussprach: „Die Kraft der Scepter fällt ganz, wenn sie, was Rechtens sei, beginnt zu erwägen.“

Schon im Jahr 1614 war Gustav Adolf von dem reichsverrätherischen Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel aufgefordert worden, sich zu einem Kampf gegen den deutschen Kaiser bereit zu halten, und er verlor seit dem Beginn des dreißigjährigen Krieges die deutschen Angelegenheiten nicht aus den Augen. Er billigte die Auflehnung der böhmischen Feudalherren gegen Kaiser Ferdinand II., unterstützte den Winterkönig mit Kriegsvorrath und Munition, trat mit den aufrührerischen Ständen von Ober- und Niederösterreich in Verbindung und ließ in Constantinopel die Pforte zu Gunsten des Reichsfeindes Bethlen Gabor von Siebenbürgen bearbeiten. Mit Bethlen Gabor hatte er, wie uns sein Briefwechsel belehrt, einen Einbruch in deutsches Reichsgebiet bereits vier Jahre früher, bevor er ihn ausführte, verabredet. So oft aber von irgend einem Unternehmen gegen den deutschen Kaiser Rede war, wurden immer die Worte Religion und evangelisches Wesen gebraucht und man war wenig sparsam mit biblischen Ausdrücken und Citaten. Gustav Adolf sprach frühzeitig von seiner „evangelischen Mission“ und wurde frühzeitig als neuer Josua oder Gideon beglückwünscht. Alle Eroberungssüchtigen führen zu ihrer Legitimirung hochtönende Worte im Munde, die zu jeder Zeit auf die große Masse des Volkes einen gewaltigen Eindruck hervorbringen. Aber in verschiedenen Zeiten lauten diese Worte verschieden. Wer im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert Revolutionen anzetteln und Eroberungen machen wollte, hielt die Maske der Religion vor und mißbrauchte das noch lebendige und leicht entzündliche religiöse Gefühl der Völker; im achtzehnten Jahrhundert eroberte man behufs „Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts“, während der französischen Revolution im Namen der „Freiheit und Gleichheit“, zum Schutz der „unveräußerlichen

Menschenrechte", und in unserer Zeit führt man Eroberungskriege und macht Annexionen für „die Idee der Nationalität".

Da Gustav Adolf lange schon auf deutsche Eroberungen sann, so fanden die Anträge Richelieu's, der ihm im Jahr 1624 zu einem Kriege gegen Ferdinand II. reiche Subsidien anbot, williges Ohr. Der König erklärte, daß er „die Mannschaften in eigener Person befehligen werde und gesonnen sei, seine ganze wohleingeübte Armee nach Deutschland hinüberzuführen". Aber er verlangte für sich nicht bloß als erste Beute einen deutschen Hafen an der Ostsee und einen an der Nordsee, sondern auch die Uebertragung eines „unbeschränkten Kriegsdirectoriums", und so zerschlugen sich die Unterhandlungen mit Frankreich, England und den Generalstaaten und statt seiner trat sein Nebenbuhler Christian IV., König von Dänemark und Herzog von Holstein, lüstern nach dem Besitz der benachbarten Stifte Bremen, Verden u. s. w., an die Spitze des Krieges. Den Deutschen spiegelte man vor, es handele sich dabei um die Religion, um den „freien evangelischen Glauben", den der Kaiser auszurotten beabsichtige, denn die Deutschen, sagt Richelieu, muß man mit „hohen Worten" fangen. Aber die Deutschen ließen sich damals noch nicht fangen. Sie erkannten noch keinen „evangelischen Helden" in Christian IV., der ein Bündniß mit dem katholischen König Siegmund von Polen gegen Gustav Adolf schließen wollte, und noch keinen „uneigennützigen Kämpfer für die evangelische Glaubensfreiheit" in Gustav Adolf, der durch seinen Gesandten Gabriel Oxenstjerna die protestantischen Fürsten Deutschlands von einer Theilnahme an Christian's Unternehmen abrathen ließ. Am wenigsten hatte der protestantische Kurfürst von Brandenburg Gelegenheit zur Anerkennung der „evangelischen Mission" seines Schwagers, des Schwedenkönigs, als dieser ihm mitten im tiefen Frieden den Hafen von Pillau wegnahm (1626), das Herzogthum Preußen zum Hauptsitz seines Krieges gegen Polen machte und die preußischen Unterthanen auf alle Weise mißhandelte. Gustav Adolf vergaß damals die „evangelische Mission" und trug sogar, zur Zeit wo der deutsche Protestantismus nach der Besiegung Christian's IV. bei Lutter am Barenberge völlig darniederlag, dem katholischen deutschen Kaiser ein Bündniß gegen Dänemark an, wenn ihm Norwegen und derjenige Theil von Dänemark, den er erobern werde, zugesichert würde. Und noch im Herbst 1627 wiederholte sein Kanzler Oxenstjerna dasselbe Anerbieten.

Die „evangelische Mission“ trat wieder in den Vordergrund, seitdem die kaiserlichen Fahnen siegreich von der Ostsee bis nach Jütland wehten und Kaiser Ferdinand im Jahr 1628 an die Errichtung einer deutschen Reichskriegsflotte dachte, um das Ansehen des Reichs auf den „beiden deutschen Meeren“ wieder herzustellen. Gustav Adolf wollte den Kaiser um keinen Preis festen Fuß an der Ostsee fassen lassen, weil dann die Macht Schwedens in ihren Grundlagen wäre erschüttert worden, er rüstete zum Kriege und enthüllte sofort seine Eroberungspläne in einem im Juli 1628 mit Stralsund abgeschlossenen Vertrag, worin stipulirt ward: „Die Stadt verbleibe inskünftig beständig bei König und Krone von Schweden.“ Der König besetzte Stralsund als Schlüssel der Ostsee und ließ sich von den deutschen Truppen daselbst den Eid der Treue schwören. Durch den Besitz des Hafens von Stralsund, schrieb er an Oxenstjerna, „werden wir unser Ansehen auf der Ostsee behaupten, und gelingt es uns das einliegende Land in Besitz zu nehmen, so werden wir vermittelst dieses Hafens die ganze Küste von Deutschland in Furcht halten und aus diesem Reich alle unsere Bedürfnisse erhalten können. Um aber Stralsund zu schützen, müssen wir uns nicht in Schweden verkriechen, sondern mit einer Armee nach Deutschland gehen“. Solche Gründe sollten den Kanzler von der Nothwendigkeit des Krieges überzeugen, denn Oxenstjerna war nicht für den deutschen Krieg; er rieth vielmehr dem König dringend von demselben ab, weil er in Deutschland keine Unterstützung finden würde. Aber Gustav Adolf blieb fest bei seinem Entschluß. Er könne, schrieb er dem Kanzler im März 1629, nicht gerade läugnen, daß „auf keine Mittel in Deutschland zu hoffen wäre“, aber er rechne auf die Hülfe Englands und der Generalstaaten und „wenn wir in Deutschland, sagt er, die Oberhand bekämen, glaube ich nicht, daß es da so leer sei, daß nicht irgend Hülfsmittel aufzufinden wären. Die Hansestädte sind unschlüssig. Wenn irgend Glück von unserer Seite sich zeigt, ist an der Hülfe nicht zu verzweifeln“. Man sieht: Einladungen an den König und Anerbietungen zur Hülfe waren von deutscher Seite nicht ergangen. Kein deutscher Fürst rief den Schweden, Niemand bot ihm Unterstützung an. Kein Wunder deßhalb, daß nicht bloß Oxenstjerna, sondern auch die Kriegsräthe, die der König wegen seines deutschen Eroberungszuges befragte, vor dem Kriege warnten. Die Macht des Kaisers, betonten sie, sei ungeheuer und die Hülfsmittel Schwedens

seien in Folge der ununterbrochenen Kriege gänzlich erschöpft. Und zudem habe der deutsche Kaiser noch keine rechtmäßige Ursache zum Kriege gegeben. Aber der letztere Grund der Warnung wirkte am wenigsten auf Gustav Adolf, der mit dem Schwerte in der Hand sich um subtile Untersuchungen über Rechtsfragen nicht kümmerte. Als in seiner Gegenwart im Senate zu Upsala im October 1629 die Worte fielen, daß sich ihm die Deutschen, selbst wenn er siegreich wäre, nicht anschließen würden, sagte er kurz und bedeutungsvoll: „Wenn ich Sieger bin, so sind sie meine Beute.“ Mit diesem Ausspruch erschloß der König dem Senate das Geheimniß, was er eigentlich in Deutschland wollte. In der Eroberung Deutschlands, soweit sie sich ermöglichen ließ, wenigstens in der Eroberung Pommerns und der Seeküste bestand die „evangelische Mission“ des Schwedenkönigs, und darum sagte auch Oxenstjerna später im Jahr 1644 im Reichsrathe zu Stockholm: „Pommern und die Seeküste sind gleich einer Bastion für die Krone Schwedens und besteht darin unsere Sicherheit gegen den Kaiser, und war die vornehmste Ursache, welche Seine sel. Majestät in die Waffen brachte.“

Gustav Adolf's Krieg war ein politischer Eroberungskrieg, aber man würde sich täuschen, wenn man glauben wollte, daß er nicht auch religiöse Zwecke verfolgt habe. Wie ihm die Religion als Mittel diente um zu erobern, so gedachte er, wie wir sehen werden, die gemachten Eroberungen zu benutzen zur Ausbreitung seines lutherischen Glaubensbekenntnisses.

Am deutlichsten lernen wir, was Gustav Adolf erstrebte und mit welchen Mitteln er seine Eroberungspläne in Deutschland durchführen wollte, aus einem von ihm selbst vor seiner persönlichen Betheiligung am Kriege diktirten Aktenstücke kennen, welches zu den wichtigsten jener Zeit gehört.

„Das höchste und letzte Ziel aller Handlungen, sagt Gustav Adolf, ist ein neu evangelisch Haupt“ — d. h. wie unsere spätere Auseinandersetzung zeigen wird, die Absetzung Kaiser Ferdinands und die Erhebung des Schweden auf den Kaiserthron — „das vorletzte: neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupt“ — also der Umsturz der bisherigen Reichsverfassung. Um dieß zu erreichen, wird dann ausführlich erörtert, ist vor allem nothwendig: die allgemeine unumschränkte Leitung des Krieges. Die deutschen Fürsten müssen sich dem schwedischen

Schutz- und Schirmrecht unterwerfen, die festen Plätze einräumen oder abtreten und sich besonders verpflichten, „die festen Städte (d. h. die Reichsstädte), welche nicht unter ihrer Herrschaft stehen, nach Vermögen durch freundliche Unterhandlung oder mit Hülfe der Waffen, besonders durch Verhinderung des Handels dahin zu bringen, daß sie dem Feinde (d. h. dem deutschen Kaiser) nicht allein alle Hülfe verweigern, sondern auch zur Partei der Evangelischen und des Direktors des Krieges mit aufrichtiger Gesinnung sich wenden. Darin besteht die vorzüglichste Macht des Krieges im Reich."

Aber wie die protestantischen deutschen Fürsten gewinnen? Gustav Adolf unterschätzte die Schwierigkeiten dieses Unternehmens nicht. Er wußte, wie sein Schwager von Brandenburg, dem er mitten im Frieden Pillau genommen, zu ihm stand; er kannte die Gesinnungen des Pommernherzogs Bogislav, der ihn flehentlichst hatte bitten lassen nicht nach Pommern zu kommen; er wußte, daß selbst die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg sich nicht mit ihm gegen Kaiser Ferdinand verbinden wollten, sondern, wie sie ihm erklärten, den Austrag ihrer Sache von dem Rechtsspruch des obersten Richters im Reich erwarteten. Darum gab auch der König dem französischen Gesandten Charnacé, der im Auftrag Richelieu's ihn zum Kriege spornte, französische Hülfsgelder und ein „Kaiserthum im Osten" in Aussicht stellte und ihm vorgaukelte, „er werde in ganz Deutschland wie ein Messias erwartet", die bezeichnende Antwort: „Er habe über die Stimmung der deutschen Fürsten ganz andere Berichte". Bei Brandenburg, Pommern und Mecklenburg setzte Gustav Adolf wenigstens kein feindliches Auftreten voraus, und deßhalb sprach er mit dem Franzosen über diese Fürsten nicht. Aber den lutherischen Kurfürsten von Sachsen erwähnte er, denn dieser, sagte er zu Charnacé, „habe ihm sagen lassen, daß er sich, wenn er nach Deutschland übersetze, mit dem Kaiser gegen ihn vereinigen würde."

Nichtsdestoweniger hoffte der König die protestantischen Fürsten auf seine Seite zu ziehen, und zwar, wie er in seiner erwähnten politischen Denkschrift auseinandersetzt, zunächst durch das ausgedehnteste Versprechen, „die alte Freiheit der evangelischen Stände zu erhalten, die festen Plätze wieder zurückzugeben" u. s. w. Dann durch die „Errichtung eines besonderen gemeinschaftlichen Staats- und Kriegsrathes, der beständig und auf dem Fuße dem Lager des Königs folgen müßte". Aber diese Behörde sollte nur eine *berathende* Stimme

haben, die unbeschränkte Kriegsleitung müsse dem König verbleiben. Die deutschen Fürsten sollten also zu dem Schweden dasselbe Verhältniß einnehmen, in welchem in unserem Jahrhundert die Rheinbundfürsten zu Napoleon standen.

Um dieß desto besser zu erreichen, fährt Gustav Adolf in seiner Denkschrift fort, „könnte man als Hauptgrund setzen: welcher Gestalt die Absichten der Katholiken und Evangelischen so scharf einander entgegen wären, daß der für thöricht zu halten, der nicht ungezweifelt erkennen und bekennen müßte, daß ein Theil den andern durch die Waffen zu Grunde richten müßte, keinen Mitteldingen aber z. B. der gütlichen Vergleichung getraut werden könnte.“ Dieß ist die bemerkenswertheste Stelle des Aktenstückes. Schon elf Jahre lang hatte man in Böhmen und Deutschland blutige Kämpfe geführt und schon oft genug war der Ruf erschollen, man müsse für die Rettung des protestantischen Glaubens zum Schwerte greifen, aber noch immer glaubten die Vertreter des deutschen Lutherthums nicht dem betrüglichen Vorgeben einer calvinistischen Umsturzpartei und standen noch treu zum Kaiser: nicht bloß der Kurfürst von Sachsen, sondern auch der Landgraf von Darmstadt, der Herzog von Braunschweig-Lüneburg, ferner die conservativen Corporationen, die Ritterschaften und die Magistrate der Städte in den Ländern der niedersächsischen Fürsten. Jetzt sollte es anders werden. Auch das Lutherthum sollte jetzt nach den Planen des Schwedenkönigs in einen unversöhnlichen Religionskrieg hineingezogen werden, in welchem der „eine Theil den andern durch die Waffen zu Grunde richten müßte“, und als dessen Zweck der völlige Umsturz aller bisherigen Reichsordnung mit klaren Worten angegeben wurde.

Da aber die Fürsten unter sich uneinig seien, von Versammlungen und Verhandlungen, heißt es in der Denkschrift weiter, nichts Sicheres zu hoffen stehe, „weil leider in Deutschland, was die Beschlüsse und Berathungen betrifft, immer Tag und keine Nacht, in Hinsicht auf die Ausführung immer Nacht und kein Tag“, so sei es hochnöthig, daß der König einen Stand nach dem andern gewinne, und mit jedem besondere Verträge schließe. Und zwar müsse zuerst der kurfürstliche Schwager von Brandenburg durch eine persönliche Zusammenkunft „zu gutem Vertrauen gebracht werden“, weil dieser „gewiß den Uebrigen eine Fackel und Posaune und die Brücke sein würde, Kursachsen recht beizukommen“. Letzterem wäre zu be-

deuten, daß „die Last des Krieges leider in sein Land gewälzt werden müsse", wenn er sich nicht mit dem König verbinde und die Festung Wittenberg öffne. „Schließlich ist zu bedenken," sagt Gustav Adolf, „wofern Brandenburg und Sachsen sich im Uebrigen wohl fügen, daß man über die Vertheilung der Kriegskosten, Pommern ausgenommen (denn diese deutsche Provinz betrachtete der Schwede schon als Eigenthum), mit Glimpf reden kann, weil ihnen und ihren Landen doch dieselben ohnehin meistentheils an den Hals wachsen werden."

So das Programm König Gustav's für den deutschen Krieg, den er, englischer und holländischer Unterstützung versichert und mit der gegründeten Hoffnung auf französische Hülfsgelder, im Juni 1630 begann. Ohne Kriegserklärung setzte er eine feindliche Armee auf deutschen Reichsboden und erließ erst später, um seinen Einbruch zu rechtfertigen, ein Manifest voll so nichtssagender Gründe, daß König Friedrich II. von Preußen es als ein „Meisterstück königlicher Sophistik" bezeichnet. Von der Religion, von einer Befreiung des Protestantismus, die man ihm später angedichtet, sprach er in seinem Manifeste nicht. Er führte nur politische Gründe seines Krieges an und diese Gründe nennt Friedrich II. frivol, und fragt: „Ist es Recht, für solche Dinge, wie Gustav Adolf sie vorbrachte, das menschliche Geschlecht dem Blutvergießen zu weihen, um den Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen zu befriedigen?" Dieser gewiß unverdächtige Ausspruch eines Urtheilsberufenen charakterisirt treffend die ganze Sachlage und gibt den wahrhaften Commentar zu der Aeußerung, die Gustav Adolf einst im schwedischen Reichsrathe fallen ließ: „Für mich gibt es keine Ruhe mehr, es sei denn die ewige Ruhe."

II. Wie verfuhr Gustav Adolf in Deutschland?

Gustav Adolf hatte sich die Schwierigkeiten seines deutschen Eroberungskrieges nicht verhehlt, aber er fand doch größere als er erwartet hatte. Die Hoffnung, daß sein Erscheinen auf deutschem Gebiet protestantische Fürsten zum Anschluß bewegen würde, ward lange getäuscht. Wie er von Niemanden gerufen worden, so wurde er auch von Niemanden unterstützt. Nur die Gewalt der Waffen entschied. Er zwang zuerst den alten Herzog Bogislav von Pommern zu einem Vertrag, welcher der schwedischen Krone den künftigen Besitz des Landes

sicherte und schon jetzt den früheren freien deutschen Reichsfürsten zu einem schwedischen Vasallen machte, rückte dann in Mecklenburg ein, dessen Herzoge, obgleich durch den kaiserlichen Hof schwer beleidigt, ebenfalls seine Einmischung in deutsche Angelegenheiten zurückwiesen. Ebenso dachten die Stände des Herzogthums, die sich in keine Verbindungen gegen den Kaiser einlassen wollten. Auch hier entschied nur das Hindeuten auf die Mündung der Kanonen. Wofern sie nicht, erklärte Gustav Adolf den Bewohnern des Herzogthums, alle Angestellten des kaiserlichen Heeres „als Räuber und Mordbrenner, als Feinde Gottes und des Evangeliums“ verfolgen würden, so werde er sie als „Meineidige und Treulose, als Verächter Gottes und seiner Kirche“ schlimmer noch wie seine Feinde behandeln. Und der schwedische General Banner fügte später dieser königlichen Verordnung noch den Befehl hinzu, daß alle Bewohner Mecklenburgs ihr Vieh und Getreide in das schwedische Lager führen sollten, widrigenfalls müsse er sie „als Meineidige, Treulose, Gottes und der Ehrbarkeit Verächter verfolgen, ihre Habe preisgeben, ihre Häuser den Flammen überliefern“. So lautete die Sprache der schwedischen „Befreier“ in Deutschland, so lautete sie sogar in protestantischen Ländern.

Jedoch trotz aller Erfolge durch die Gewalt der Waffen, befand sich der König, wie aus seinen nach Stockholm gerichteten Briefen hervorgeht, in der äußersten Noth und dachte gegen Ende des Jahres 1630 an eine Rückkehr nach Schweden. Aber nun trat Frankreich helfend ein. Richelieu — der katholische Cardinal — gewährte dem Schweden durch den Vertrag von Bärwalde (Januar 1631) die Geldmittel zur Fortsetzung des Krieges gegen Deutschland. In einem vertraulichen Schreiben an seinen Schwager, den Pfalzgrafen Johann Casimir, äußert Gustav Adolf seine Freude darüber „daß unser Herr Gott des Königs in Frankreich Gemüet beweget endtlich den Verbund zu schliessen und etwas Mittel bar fourniret und ferner zu fourniren zugesaget“, und daß zugleich auch die Venetianer (die katholischen Venetianer) Geldsendungen versprochen, sonst sei bei seiner geringen Unterstützung aus Schweden zu befürchten, daß alles Begonnene umgestoßen werde, da wegen Mangel an Zahlung bereits ein großer Theil seines Kriegsvolks Reißaus genommen habe.

Den protestantischen Deutschen sagte Gustav Adolf in seinen Proklamationen, er führe den Krieg im Interesse ihres Glaubens,

für das „allein seligmachende evangelische Wesen“, im Vertrag von Bärwalde aber, den er mit dem katholischen Frankreich abschloß, war nur Rede von einem politischen Krieg gegen das deutsche Kaiserhaus, und der Schwedenkönig wußte hiervon durch Richelieu auch den französisch-gesinnten Papst Urban VIII. zu überzeugen.

Durch französische und bald darauf durch holländische Hülfsgelder und durch englische Hülfstruppen gestärkt und überall vom Glücke begünstigt, drang Gustav Adolf immer weiter in Deutschland vor. Er eroberte und plünderte das protestantische Frankfurt an der Oder und wollte dann seinen Schwager von Brandenburg zum Bündniß bewegen. Aber der Kurfürst Georg Wilhelm, der die Wegnahme Pillau's nicht verschmerzen und Gustav Adolfs Worte: „Und sollte ich hundert Jahre lang Krieg führen, so würde ich Pommern nicht herausgeben,“ nicht vergessen konnte, weigerte sich beizutreten; er stellte dem Schweden vor, wie grausam die Soldateska im Kurstaat gehaust habe und bat mit Flehen um Neutralität. Aber Gustav Adolf, dem neutral und feindlich gleichbedeutende Begriffe waren, rückte im Juni 1631 vor Berlin, stellte seine neunzig Kanonen gegen das Schloß auf und drohte die Stadt auszuplündern. „Der König, sagt der schwedische Geschichtschreiber Geijer mit schlichten Worten, stand mit seinem Heer vor Berlin und richtete seine Kanonen gegen die Stadt. So schloß Brandenburg den Bund mit Schweden.“ Georg Wilhelm fügte sich der Gewalt, wie sich früher Bogislav von Pommern gefügt hatte; nur aus Noth, schrieb er an den Kaiser, wider seinen Willen habe er sich mit Schweden verbunden, und seinem Collegen, dem Kurfürsten von Sachsen, betheuerte er gleichfalls, daß er im Angesicht des schwedischen Heeres zum Anschluß an Schweden gezwungen worden; er bat seinen Collegen ihm mit Rath und That beizustehen, wenn ihm daraus Unheil erwachse. Der deutsche Kurfürst mußte dem Schweden seine Festungen abtreten und wurde mit seinem Lande dem Schweden dienstbar, und dennoch war Gustav Adolf der Ansicht, daß er den Kurfürsten glimpflich behandelt habe. „Wäre Georg Wilhelm, sagte er später in Nürnberg, nicht sein Schwager gewesen, so hätte er ihn von Land und Leuten gejagt, daß er mit einem Stecken in der Hand hätte davon gehen müssen.“

Hatte der Schwede bisher nur auf dem Wege der Gewalt festen Fuß in Deutschland gefaßt, so erfolgte nunmehr der erste freiwillige Beitritt eines deutschen Kleinfürsten, des Landgrafen Wilhelm von

Hessen-Cassel, in dessen Familie die Verbindung mit den Reichsfeinden seit mehr als einem Jahrhundert zu den erblichen Ueberlieferungen gehörte. Im August 1631 schloß der Landgraf gegen den Willen seiner Landstände einen Bund mit dem fremden Eroberer ab, in welchem er sich diesem für die ganze Führung des Krieges unterordnete und dafür die Zusicherung neuen Ländererwerbs erhielt auf Kosten von Hessen-Darmstadt und der geistlichen Reichsfürsten, deren Besitzungen der Schwede wie herrenloses Eigenthum ansah. Alle diejenigen deutschen Fürsten, hieß es in dem Vertrag, welche nach dem Beispiele des Landgrafen sich den Schweden anschließen, d. h. welche gegen Eid und Pflicht den Kaiser als Feind bekämpfen würden, sollten gleicher Vortheile wie Hessen-Cassel theilhaftig werden, d. h. sich auf Kosten ihrer katholischen Mitstände vergrößern. So versprach Gustav Adolf z. B. dem Herzog Bernhard von Weimar, der dem Vorgang von Hessen-Cassel folgte, die Bisthümer Bamberg und Würzburg, die er, sobald sie erobert worden, unter dem Titel eines Herzogs von Franken besitzen sollte. Der schwedische Eroberer verfuhr grade so, wie in unserm Jahrhundert Napoleon. Beide Eroberer bewaffneten durch die Lockspeise neuen Gebietserwerbs die einzelnen deutschen Reichsstände gegen einander und wiesen ihre Verbündeten und Vasallen vor allem auf den Raub geistlicher Territorien hin.

Diese geistlichen Territorien standen dem Schweden offen, seitdem er nach der durch die Invasion Tilly's herbeigeführten Verbindung mit Sachsen am 17. September 1631 bei Breitenfeld einen glänzenden Sieg über Tilly erfochten. Der Krieg wurde nunmehr mitten in die katholischen Länder verlegt, nahm jetzt erst recht den Charakter eines Eroberungskrieges an und bewahrheitete die Worte, die Gustav Adolf im Senate zu Upsala gesprochen: „Wenn ich Sieger bin, so sind die Deutschen meine Beute." Seit dem Siege bei Breitenfeld arbeitete der König planmäßig an der Durchführung seines früher erwähnten Programms: „Das höchste und letzte Ziel aller Handlungen ist ein neu evangelisch Haupt; das vorletzte eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupt; das Mittel dazu ist die allgemeine Leitung des Krieges." Er rang nach der Kaiserkrone. Die deutschen Erbfürsten sollten seine ganz abhängigen Lehnsträger, die Wahlfürstenthümer und die Reichsstädte seine Beute werden.

Nachdem er zuerst in Halle, in Halberstadt u. s. w. die Einwohner zu dem Eide gezwungen, daß sie ihn „als rechtmäßigen, un-

eingeschränkten Herrn anerkennen, ihm und seinen Nachfolgern, überhaupt der Krone Schweden Treue und Gehorsam halten wollten, wie Unterthanen gebühre," ergoß sich das ganze schwedische Heer über das unglückliche Frankenland. Hier ward zuerst Würzburg die Beute des Eroberers und der Schauplatz schwedischer Gräuel. In der Feste Marienberg wurden Geistliche, Mönche, Soldatenweiber niedergemetzelt, der Capuziner Guardian, von Geburt ein Freiherr von Gumpenberg, wurde mit einer Streitaxt erschlagen. Die Zahl der Ermordeten belief sich auf siebenhundert. Unten in der Stadt hörte man das entsetzliche Jammergeschrei und der König selbst schauderte, als er über die in ihrem Blut noch röchelnden Leichname wegritt, und soll beim Anblick der ermordeten Priester gesagt haben: man hätte ihrer schonen sollen. Und diese „Thaten in Würzburg" dienten den Süddeutschen zum warnenden Beispiel, was ihnen bevorstehe, wenn sie sich nicht dem Schweden anschließen würden. „Wenn ihr euch gemäß meiner Anmahnung — ließ Gustav Adolf nach der Eroberung Würzburgs den protestantischen Patriziern Nürnbergs sagen — nicht nach meinem Willen entschließt, sondern in kaiserlicher Treue oder wenigstens neutral beharren wollt... so werde ich die Stadt und ihre Unterthanen mit Schwert, Mord und Brand wie die ärgsten Feinde verfolgen, und die Bürger und Einwohner, wo ich sie finde, niederwerfen, ihre Güter preis machen!"

In Würzburg eignete sich der König nicht bloß das Geschütz und die Waffen, die Wagen und Pferde des Fürstbischofs zu, sondern er nahm auch aus der fürstlichen Schatzkammer, was an Gold und Silbergeräth, an Edelsteinen und Perlen ihm behagte. Das Uebrige überließ er seinen Offizieren und Soldaten zur Plünderung. Der erbeutete Schatz war von unermeßlichem Werthe, denn man hatte zur Sicherung gegen den Feind alle Kostbarkeiten und Gelder aus dem ganzen Lande in die Feste gebracht. Während man vor der Domkirche die schwedischen Soldaten den ganzen Tag über an vier offenen Spieltischen fand, wo sie ganze Säcke mit Dukaten und Thalern stehen hatten, wurde den Bürgern und Bauern Alles genommen und in wenigen Wochen brach in dem so reichen und gesegneten Lande eine Hungersnoth aus.

Unersetzlicher noch, als der Verlust von Geld und Gut, war der Verlust an Schätzen der Kunst und Wissenschaft. Die an kostbaren Handschriften und seltenen Büchern ungewöhnlich reiche fürstliche Bibliothek, eine der berühmtesten wissenschaftlichen Sammlungen Deutschlands,

und die Bibliotheken der Universität und des Jesuitencollegiums wurden eingepackt, nach Schweden geschickt und so für immer unserm Vaterlande entfremdet. Und was wanderte überhaupt nicht nach Schweden! Aus den Kirchen und Klöstern schleppte man weg, was die Frömmigkeit von acht Jahrhunderten gesammelt hatte und zur Ehre Gottes verwendete. Ogier, der Begleiter des französischen Gesandten d'Avaux, sah im Jahr 1635 in Stockholm die vielen aus Deutschland geraubten Kreuze von gediegenem Gold, Kelche und Monstranzen von unnachahmlicher Arbeit, mit Edelsteinen reich verziert, Bischofsstäbe u. s. w., er sah auch silberne und vergoldete Pokale von vier bis fünf Fuß Höhe, silberne Erdkugeln, prachtvolle Gemälde der berühmtesten deutschen Meister, römische Münzen, unschätzbare Handschriften u. s. w., die Deutschland demselben schwedischen König zur Beute lassen mußte, der sich in deutschen Städten und Ländern als Herr und Gebieter huldigen ließ, aber mit unnachahmlicher Redekühnheit den Deutschen versicherte, daß er der uneigennützigste aller Sterblichen sei und aus Deutschland nicht soviel bekommen habe, um sich ein „paar Hosen machen zu lassen“ oder sich einen „Schweinestall“ zu bauen!

Gustav Adolf zwang die Bürgerschaft Würzburgs zum Eid der Treue, ließ sich dann als „Herzog des Frankenlandes“ huldigen und setzte eine schwedische Landesregierung ein, aber er sicherte den Einwohnern seines neuen, rein katholischen Herzogthums feierlichst eine freie, ungestörte Religionsübung zu; er wolle sie, versprach er, bei derselben hüten und schützen.

Wie wurde dieses Versprechen gehalten? und wie verhielt es sich überhaupt mit der dem Schwedenkönig so oft nachgerühmten Toleranz? Ist es wahr, was der Geschichtschreiber Droysen behauptet, daß „in den Plänen Gustav Adolf's das Bild eines auf Religionsfreiheit gegründeten Deutschlands hervortrete“? Thatsachen sollen uns auf diese Fragen Antwort geben.

Gustav Adolf war im strengsten Lutherthum erzogen worden, das sich gegen alle Andersgläubigen, Katholiken oder Anhänger irgend eines nicht lutherischen Bekenntnisses, nirgends unduldsamer als in Schweden erwies. Ein Jesuit, der nach Schweden gekommen, starb auf Befehl Gustav Adolf's durch Henkershand, einen schwedischen Soldaten, welcher den katholischen Glauben angenommen, ließ der König erschießen, und

Johann Baaz, der lutherische Kirchengeschichtschreiber Schwedens, erzählt uns, daß drei angesehene schwedische Bürger, nämlich ein königlicher Secretär, ein Mitglied des gesetzgebenden Rathes und ein Rector einer Gelehrtenschule, welche ebenfalls zur katholischen Kirche zurückgekehrt waren, im Jahr 1624 als Abtrünnige und Hochverräther enthauptet wurden, weil sie ihren katholischen Glauben nicht abschwören wollten! Johann Baaz rühmt den König wegen dieses energischen Thuns, weil er dadurch ein sehr heilsames Exempel aufstelle. Das katholische Bekenntniß galt dem König in Schweden als Hochverrath und der König sagte in Schweden, vor seinem deutschen Krieg, daß er gesonnen sei in Deutschland „das papistische Joch" zu brechen. Wir glauben keineswegs, daß er dabei an blutige Hetzjagden gedacht habe, wie sie die französische Grausamkeit z. B. in der Bartholomäusnacht gegen die Hugenotten anstellte, oder an Dragonaden im Sinne Ludwig's XIV., aber eine allmähliche Lutheranisirung Deutschlands, und zwar nicht durch bloße geistige Mittel, lag im Willen des Königs. Er äußerte gewiß keine tolerante Gesinnung gegen die Katholiken durch seinen Ausspruch, daß er „keine Ursache habe den Türken als Feind zu betrachten, sintemal die Türken nicht schlechter seien, als die Papisten mit ihrer Abgötterei", und eben so wenig eine tolerante Gesinnung gegen die Reformirten, als er nach der Plünderung des reformirten Frankfurts an der Oder dem reformirten Superintendenten Pelargus, auf dessen Klage über die Plünderung, zur Antwort gab: sie sei eine gerechte Strafe Gottes für die von den Reformirten daselbst verbreiteten falschen Lehren. Und noch öfters äußerte Gustav Adolf eine ähnliche Intoleranz. Als ihn der reformirte Landgraf von Hessen-Cassel bat, in Frankfurt am Main den Reformirten „gegen Erlegung einer Geldsumme" eine Kirche zu gewähren, sagte er, daß er „lieber aller seiner Soldaten Piken und Degenspitzen in seinem Herzen zu haben begehre", als ein Wachsthum des Calvinismus fördern wolle!

Und den intoleranten Worten entsprach die That. Nachdem er das Erzstift Magdeburg in Besitz genommen, mußten nicht allein alle Katholiken, sondern auch alle Reformirten das Land räumen und der Hofprediger Bothvidius wurde nach Halle geschickt, um in den nunmehr schwedischen Ländern Magdeburg und Halberstadt, ausschließlich nach dem Muster des schwedischen Lutherthums kirchliche Einrichtungen zu treffen. Ein Gleiches war im Würzbur-

gischen Gebiet der Fall. Gegen Ende des Jahres 1631 gab der schwedische Hofprediger Fabricius die Versicherung: „in einem halben Jahr werde das Stift Würzburg zur evangelischen Religion gebracht werden" und im Frühjahr 1632 wurde dort mit der „Anstellung einer evangelischen Reformation im Herzogthum Franken" und mit der „Einrichtung des Predigtamtes nach der ungeänderten Augsburger Confession" begonnen. Die erledigten katholischen Seelsorgerstellen blieben anfangs unbesetzt, und wurden später durch die Vorsorge des lutherischen Generalsuperintendenten Schleupner Predigern der „alleinseligmachenden Augsburger Confession" übertragen. Viel gewaltsamer als der König selbst verfuhren die protestantischen Großen, denen er einzelne Länderstrecken z. B. die Grafschaft Schwarzenberg und die Herrschaft Grünsfeld schenkte. Diese vertrieben aus allen Dörfern die katholischen Geistlichen und setzten lutherische Prediger ein. Am gewaltsamsten aber verfuhren die vornehmen Offiziere der schwedischen Armee, welche die ihnen geschenkten Klöster ohne Ausnahme ausplünderten, und die gemeinen Soldaten, welche „die Pfarrhöfe von ihrem Besitzthum säuberten" und gegen wehrlose Priester ihre Mordwuth stillten. Man kennt die grausamen Qualen, durch welche die entmenschten Söldner den Pfarrer Wagner von Altenmünster zur Abschwörung seines katholischen Glaubens nöthigen wollten. Wagner starb als Märtyrer für seinen Glauben; nachdem er bis zum Tode gepeinigt worden, erschossen ihn die Söldner und warfen seine Leiche in den Main. So wurden die Einwohner des Stiftes Würzburg in der „freien Ausübung ihrer Religion" geschützt.

Und wurde etwa in andern katholischen Gebieten anders verfahren? Hatten die Katholiken nicht allen Grund wegen der Zukunft in Sorgen zu sein, wenn sie sahen, daß Gustav Adolf in rein katholischen Städten z. B. in Mainz protestantische Consistorien einsetzte und die vornehmsten Kanzeln Predigern seines Glaubens übergab? Kaum nach Mainz gekommen, richtete der König die Schloßkirche zum lutherischen Gottesdienst ein und sang mit seinen Soldaten das Lied: „Erhalt' uns Herr bei deinem Wort und steur des Papsts und Türken Mord." Auch im Erzstifte Mainz verschenkte er Abteien, Klöster und Stifter an protestantische Herren, die dann nach dem landesherrlichen Reformationsrecht in allen erworbenen Gebieten den protestantischen Glauben einführten. Schwedische Ingenieurs entwarfen den Plan, wie man den prachtvollen Mainzer Dom in die Luft sprengen und an seiner Stelle mitten

in der Stadt eine Sternschanze errichten sollte, und der König hatte bereits das Niederreißen aller dortigen Kirchen, Klöster und Kapellen dekretirt, als die Verwendung des französischen Gesandten de Brize noch zur rechten Stunde das vandalische Vorgehen verhinderte.

Alle diese Thatsachen zeugen nicht für die tolerante Gesinnung des Schwedenkönigs, aber diese Thatsachen hat man vergessen und dafür zum Beweise seiner Toleranz andere im Gedächtniß behalten, z. B. daß er in München dem katholischen Gottesdienste beiwohnte und die dortigen Jesuiten leutselig behandelte, und daß er so verfuhr trotz der Stimme fanatischer Glaubenseiferer: „er sei entweder durch das Unvermögen sein großes Glück zu ertragen, oder durch die Dazwischenkunft Frankreichs, als eines bösen Gestirns, dahin verleitet worden, daß er, anstatt die Abgötterei und Jesuiten auszurotten, sie schone und erhalte." Eine gewaltsame Ausrottung aller nicht lutherischen Confessionen war, wir wiederholen es, keineswegs die Absicht des Königs und es wäre eine müßige Arbeit, zu untersuchen, welche Maßregeln er gegen diese Confessionen ergriffen haben würde, wenn ihn nicht der Tod so plötzlich aus seiner Laufbahn gerissen hätte, aber soviel steht wohl nach den angeführten Thatsachen fest, daß nicht „ein auf Religionsfreiheit gegründetes Deutschland" in seinen Planen gelegen. Ueberhaupt existirte im siebenzehnten Jahrhundert nirgends in Europa Toleranz außer in einigen deutschen Städten, wo Katholiken und Lutheraner friedlich neben einander wohnten und sich sogar gegenseitig schirmten. Als Gustav Adolf z. B. in Erfurt die katholische Geistlichkeit schwer bedrückte, da legte der protestantische Magistrat der Stadt wiederholt Fürbitte ein für die katholische Geistlichkeit, freilich ohne Erfolg. Vor allem hüte man sich das Princip der Duldung als eine Errungenschaft des dreißigjährigen Krieges anzusehen, denn der Krieg selbst hat nur den Glaubenshaß wachgerufen und der westphälische Friede hat den unseligen Grundsatz besiegelt: „Wem das Land gehört, dem gehört die Religion."

Von Würzburg aus zog Gustav Adolf mit seinem Heere den Main hinunter, stets auf die Verstärkung seiner Mannschaften bedacht. „Theilt Werbepatente aus, schreibt er im December 1631 an General Banner, und bestimmt die Sammlungsplätze. Nehmt dabei weder auf Freunde noch Unfreunde Rücksicht, wenn ihr nur an Leuten euch

verstärkt. Benützt dazu alle Mittel, sowohl bei Freunden als Feinden." *)

Als der König gegen Ende November 1631 sich der Reichsstadt Frankfurt näherte und vom Rath verlangte, daß er ihm „zum Besten des evangelischen Wesens" die Thore öffne und eine schwedische Besatzung aufnehme, weigerte sich der Rath und berief sich auf seine Pflichten gegen Kaiser und Reich; er bat, daß er wenigstens mit dem Kurfürsten von Mainz über die schwedischen Forderungen sich vorher besprechen dürfe, aber Gustav Adolf erwiderte: er selbst sei jetzt der Kurfürst von Mainz und könne eine ebenso kräftige Absolution wie der Prälat ertheilen. „Ich sehe wohl, sagte er, ihr wollt mir nur den kleinen Finger reichen, aber ich will die ganze Hand." Und dabei deutete er auf die Mündung seiner Kanonen und der Rath hatte gehört, wie es in Würzburg ergangen. Durch die Noth gezwungen, übertrug er dem Schweden die unbeschränkte Oberleitung des Krieges und versprach zu jeder Zeit nach dem Befehle des Königs schwedische Besatzung aufzunehmen und die Stadt für den König und die Krone Schwedens bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Dann ergab sich Mainz am 23. December und das schwedische Banner flatterte vom Mainzer Dom, zum Zeichen, daß das ganze Erzstift der Krone Schwedens gehöre. Die Stadt hatte keinen Widerstand geleistet, aber sie mußte gleichwohl die Plünderung mit 80,000 Thalern abkaufen und außerdem mußte die dortige Geistlichkeit 81,000 Thaler zahlen. „Wofern diese Summen, sagte Gustav Adolf, binnen kurzer Frist nicht entrichtet würden, so werde er die Stadt in einen Steinhaufen verwandeln." Vorläufig ließ er so viele Häuser zertrümmern, bis die Steine reichten, um sechs neue Bollwerke aufzuführen. Die Mainzer Bibliothek wurde, wie die zu Würzburg und Bamberg, eingepackt und nach Schweden geschickt, aber sie ging in den Wellen der Ostsee zu Grunde.

Gustav Adolf stand nunmehr auf dem Gipfel seiner Macht, als anerkanntes Haupt des protestantischen Deutschlands. Mainz wurde der Sitz „der schwedischen Regierung" aller bereits eroberten und noch zu erobernden Länder am Rheine und der Mittelpunkt aller fernern schwedischen Militär- und Staatsoperationen. Der König hielt in Mainz und Frankfurt kriegerischen Hof und man kann seinen dor-

*) „Im Kriege sind alle Mittel moralisch", schrieb Napoleon an seinen Bruder Joseph.

tigen Aufenthalt mit dem Aufenthalt Napoleon's in Erfurt vergleichen. Er war umlagert von den Gesandten fast aller europäischen Mächte, und vom deutschen Adel und von deutschen Kleinfürsten, denen er jetzt wie früher reiche Beute an Kirchengut zusicherte. So schenkte er z. B. dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel die Abtei Fulda, das Stift Paderborn und das Stift Corvey „eigenthümlich und erblich“ für den ganzen Mannesstamm von Hessen-Cassel, unter Vorbehalt des Rückfalls an Schweden. Die Herzoge von Mecklenburg setzte er als Lehnsträger der schwedischen Krone wieder ein und forderte ebenfalls von den Herzogen von Braunschweig den Eid der Treue. Auch der Winterkönig Friedrich V. hatte sich am Hofe eingefunden in der Hoffnung, Gustav Adolf werde ihm gemäß seiner frühern feierlichen Versprechungen die nunmehr eroberte Pfalz zurückgeben. Aber der König dachte nicht mehr an frühere Versprechungen. Als ihn der englische Gesandte im Namen des Königs Karl I. um Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen bat, erwiderte er: es könne dieß nur geschehen, wenn der König von England ihm, dem Schweden, zwölftausend Soldaten schicke, sie besolde und unter seinen unbedingten Oberbefehl stelle; sonst sei es vergeblich, wegen Wiedereinsetzung Friedrich's V. in ihn zu dringen. Später schrieb er dem Pfalzgrafen, daß er ihn nur restituiren könne, wenn er ihn, „den König für seinen Benefactorem erkenne, die zugestellten Lande von Niemand als ihm recognoscire, darüber ihn seiner beständigen Treue und Holdschaft versichere.“ Der König wollte unbedingt über die Kräfte der Pfalz verfügen, die festen Plätze besetzen und neue befestigen lassen, wobei die Unterthanen Frohndienste leisten sollten; nur ihm allein, verlangte er, dürfe die freie Werbung zustehen, Friedrich dagegen dürfe nur mit seiner Einwilligung werben, er müsse während des Krieges sich der schwedischen Führung unumschränkt unterwerfen und nach beendigtem Krieg, also in Friedenszeiten, einen Theil des königlichen Heeres nach dem Beispiel der übrigen Fürsten unterhalten. Bei der letzten Forderung konnte der König doch nur an eine Friedenszeit denken, wo er selbst als Herr und Gebieter mitten im Reiche stand, wo die Reichskrone sein geworden, denn sonst hätte diese Forderung keinen Sinn.

Auch mit dem Kurfürsten von Brandenburg knüpfte Gustav Adolf in Frankfurt wichtige Unterhandlungen an. Er schlug dem kurfürstlichen Kanzler Götze, der im Hoflager erschienen war, eine Verehelichung des

brandenburgischen Erbprinzen Friedrich Wilhelm mit seiner Tochter Christine vor. Der damals zwölfjährige Erbprinz sollte in Schweden im Lutherthum erzogen und dann später zum Kurfürsten von Mainz und Herzog von Franken erhoben werden, dafür aber müsse Brandenburg zu Gunsten Schwedens auf Pommern verzichten. Aber der Brandenburger mißtraute seinem schwedischen Schwager, der ihn früher schon um Land und Leute betrogen, die Unterhandlungen zerschlugen sich, angeblich wegen der Religion, und der Erbprinz ward später „der große Kurfürst", der die Schweden vom deutschen Reichsboden vertrieb.

Das Herzogthum Franken, welches Gustav Adolf dem brandenburgischen Erbprinzen zusicherte, hatte er zuerst dem Herzog Bernhard von Weimar, dann dessen Bruder Wilhelm versprochen, und das mainzische Eichsfeld sagte er gleichzeitig Letzterem und dem Herzog Georg von Lüneburg zu: schließlich behielt er Alles für sich. „Hinfüro wird es heißen, schrieb der weimarische Gesandte an seinen Hof, daß man ganz von Schweden dependire". So war es. Aber konnten sich die landesverrätherischen deutschen Fürsten über Treubruch des Schweden beschweren, sie, die ihre dem Kaiser und Reich geleisteten Eide vergaßen und vom fremden Eroberer wie von einem Herrn über Deutschland Land und Städte begehrten! „Die eine Gewissenhaftigkeit, sagt der schwedische Geschichtschreiber Geijer, entspricht hier der andern." Was immer aber Gustav Adolf in Deutschland that, war stets von der Erklärung begleitet: es geschehe Alles lediglich um „die teutsche Freiheit" zu retten.

Auch die Türken und Tataren sollten nach seinem Wunsche sich an der Rettung der deutschen Freiheit betheiligen. Wie er vor der Schlacht bei Breitenfeld dem Chan der Tataren eine bedeutende Geldunterstützung angeboten, wenn er mit seinen Horden in die Gebiete des deutschen Kaisers einbrechen wolle, so schickte er jetzt von Mainz aus einen Gesandten an den mit der Pforte verbundenen Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen, um ihn zu einem Einfall in Ungarn oder Oesterreich zu bewegen und versprach, ihn bei allen Eroberungen, die er machen würde, zu schützen.*) Seine Freundschaft mit den Türken,

*) Aus dem Lager bei Nürnberg schrieb der jüngere Camerarius, ein vertrauter Geheimsecretair Gustav Adolf's, an seinen Vater am 16. Juli 1632 „Von Ragoczi waren mehrere Eilboten hier, die wir mit Ermahnungsschreiben entließen. Man glaubt, er sei mit seinem Heere schon aufgebrochen, aber man kann sich nicht ganz auf ihn verlassen. Man gab Antwort auf sein Begehren und sandte sie dem Dr. Straßburger (dem Gesandten Gustav Adolf's bei der Pforte) nach Konstan-

die er gegen Habsburg aufreizte, war in Deutschland so wenig unbekannt, daß sie bei seinen eigenen Glaubensgenossen Bedenken erregte, aber er selbst rühmte sich dieser Freundschaft in einem Briefe an die Republik Polen, die er damals seinem Scepter zu unterwerfen hoffte. Als „Gustavus von Gottes Gnaden rechtmäßiger Herrscher der Ostsee" warb er bei den polnischen Magnaten um die Königskrone und stellte ihnen, falls man ihn zum König erwähle, die Vereinigung Ungarns und Böhmens mit Polen in Aussicht. So maßlos waren seine ehrgeizigen Entwürfe zu derselben Zeit, wo er nach der deutschen Reichskrone griff.

Hatte er sich in Halle und Halberstadt u. s. w. und dann im „Herzogthum Franken" huldigen und schon von Mainz aus Schriften veröffentlichen lassen, worin er sich, „weil er das Reich vom Untergang errettet", der Krone würdig und für sie berufen erklärte, so enthüllte er seine eigentlichen Pläne immer mehr auf seinen weiteren siegreichen Zügen in Süddeutschland. Im Juni 1632 schickte er von Nürnberg aus einen Gesandten an den Kurfürsten von Sachsen mit dem Antrag: „die Evangelischen bedürften durchaus eines Kaisers von ihrer Religion und der Kurfürst solle ernsthaft daran gehen, daß der König hierzu erwählt werde; Ferdinand II. habe sich durch Uebertretung der Reichsgesetze selbst der kaiserlichen Würde verlustig gemacht." Und den Patriziern von Nürnberg sagte Gustav Adolf: „Er könne sich, was seine Belohnung beträfe, nicht wie ein hergelaufener Soldat mit dem Solde von etlichen Monaten abspeisen lassen. Man werde es billig finden, daß er die den Papisten abgenommenen Orte, als Mainz, Würzburg u. s. w. für sich zu behalten gedenke und über die an die Protestanten zurückerstatteten Länder, wie Mecklenburg, oberlehnsherrliche Rechte begehre; Pommern könne er schon wegen besonderer Absichten nicht lassen, nämlich wegen der See; die alte Reichsverfassung tauge nicht mehr, es müsse ein festes Bünd-

---

tinopel. Wenn es ihm wirklich Ernst ist, uns zu unterstützen und eine Wendung zu machen, kann er leicht Gelegenheit finden". Am 7. Sept. aus Nürnberg: „Unter andern Gesandten, die beständig hieher kommen, sind auch tartarische. So wird bald Vieles zu berichten sein". „Es ist eine merkwürdige Fügung in diesem Kriege, sagt Onno Klopp, daß weder Friedrich von der Pfalz, noch Christian von Dänemark, noch der Schwede Gustav Adolf, noch die Spätern es vermocht haben die Türken zur thätigen Theilnahme an diesem Krige gegen das deutsche Reich, die Nation und die menschliche Cultur zu bewegen. Nicht an diesen drei Fürsten hat es gelegen, daß nicht Deutschland zu einem Tummelplatz der Türken ward. Sie haben dazu nach Kräften gearbeitet".

niß der Evangelischen mit einem tüchtigen Haupte aufgerichtet werden." Als die Nürnberger erwiderten, sie „wüßten kein besseres Haupt als Ihre Majestät von Schweden", da bedeutete ihnen der schwedische Geheimschreiber Sattler: daß Gustav Adolf „sich mit einem so beschränkten Einfluß im Reich, wie der Kaiser bisher gehabt, nicht begnügen könne. Wenn der König mit der Zeit zum Kaiser gewählt werden wolle, so werde er die im Reich gewöhnliche Capitulation nicht beschwören." Diese Sprache war deutlich. Gustav Adolf wollte ein erbliches und zwar unumschränktes Kaiserthum, dessen Hauptgrundlage der Besitz der säkularisirten geistlichen Territorien und der Besitz der Reichsstädte sein sollte. Schon legten die Bürger der Reichsstadt Ulm in die Hände des schwedischen Befehlshabers den Unterthaneneid ab und die Bürger der Reichsstadt Augsburg schwuren den kräftigen Eid: „dem großmächtigsten Fürsten und Herrn Gustav Adolf, unserm allergnädigsten König und Herrn und der Krone Schweden getreu, hold, gehorsam und gewärtig zu sein und Alles zu thun, was getreuen Unterthanen ihrem natürlichen Herrn zu thun und zu leisten obliegt." Ueberall handelte der König nach seinem Grundsatz: „Wenn ich Sieger bin, so sind die Deutschen meine Beute."

Aber kann man glauben, daß es ihm, hätte er länger gelebt, wirklich gelungen sein würde, ein schwedisch-protestantisches Kaiserthum in seinem Sinn zu errichten? Nicht bloß die Macht des Kaisers und der katholischen Fürsten war ihm im Wege, sondern es stand ihm auch ein Kampf auf Leben und Tod mit seinen „Freunden" bevor. Darum bekannte Gustav Adolf — wie Oxenstjerna später im Reichsrath sagte — „kurz vor seinem Tode, er wünsche nichts Anderes, als daß Gott ihn möchte von hinnen rufen, weil er einen Krieg mit seinen Freunden ihrer großen Untreue wegen entstehen sähe." Zu diesen „Freunden" gehörte zunächst Cardinal Richelieu, der den siegreichen „Gothen" mehr als den deutschen Kaiser selbst zu fürchten begann. Richelieu drohte bereits dem Schweden mit Krieg, ließ dem Kurfürsten von Sachsen vorstellen, „wie die Würde der protestantischen Kurfürsten die schmachvolle Knechtschaft Schwedens sich nicht gefallen lassen könne", und nahm durch den Reichsverrath des Trierer Kurfürsten bereits eine feste Stellung im Reiche ein. Ferner gehörten zu diesen „Freunden" die höhere protestantische Aristokratie und die Kleinfürsten, die beim Schwedenkönig zum Bettel gegangen, denen er aber im Lager

zu Nürnberg im Juni 1632 zurufen mußte: „Ihr Fürsten, Grafen, Herren und Edelleute, ihr seid's, welche die größte Untreue am eigenen Vaterlande beweisen, ihr zerstöret, verderbet, verheeret dasselbe. Ihr Obersten, ihr Offiziere, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, keinen ausgenommen, ihr seid diejenigen, welche stehlen und rauben, ja ihr bestehlet euere eigenen Glaubensgenossen, ihr gebt mir Ursache, daß ich einen Ekel an euch habe. Gott, mein Schöpfer, sei mein Zeuge, daß mir das Herz in meinem Leibe gällt, wenn ich euerer Einen nur anschaue." Wäre Gustav Adolf wirklich Kaiser geworden, so würde er kein Bedenken getragen haben „die Schmarotzerpflanzen am Lebensbaum des deutschen Volkes zu tilgen" d. h. jenen deutschen Kleinfürsten den Garaus zu machen, welche sich reichsverrätherisch, länder- und beutegierig ihm, dem fremden Eroberer, gegen ihren Kaiser und Herrn angeschlossen hatten und dafür von ihm selbst bereits mit verdienter Verachtung bestraft wurden. Aber der Kampf mit diesen Kleinfürsten wäre keine leichte Aufgabe gewesen. Sie begannen schon zu revoltiren,*) weil es ihnen beschwerlich wurde, „von Schweden abzuhängen" oder weil die erhaltene Beute ihnen nicht ausreichend schien oder weil der Schwede sie um die gemachten Versprechungen betrog, und Richelieu hätte sie mit neuer Lockspeise ebenso schnell für Frankreich gegen Schweden gewonnen, wenn es zwischen ihm, der sich einen „Befreier" Deutschlands nannte und zwischen Gustav Adolf, der ebenfalls die „deutsche Freiheit" schützen zu müssen vorgab, auf deutschem Boden zum Kampfe gekommen wäre. Und die unglücklichen Deutschen hätten nach wie vor grauenhaft gelitten.

Was hatte den Deutschen nicht jetzt schon der schwedische Eroberungszug gekostet! Unsere bisherige Darstellung gibt dafür genugsame Belege, aber wir müssen doch noch zum bessern Beweis uns nach neuen unverdächtigen Zeugnissen umsehen, und deßhalb einen Rückblick auf die Kriegsführung Gustav Adolf's werfen.

Das schwedische Heer wurde in Deutschland immer mehr ein

---

*) „Er wünsche, ließ in späteren Jahren Oxenstjerna erklären, Schweden hätte sich nie in die deutschen Angelegenheiten gemischt, denn schon dem König hätten Viele übel gedient, und wäre dieser länger am Leben geblieben, so würden wahrscheinlich etliche hohe Häupter über die Klinge haben springen müssen." Oxenstjerna behandelte die deutschen Fürsten und Grafen mit noch größerer Verachtung als der König; wie Heiducken umgaben deutsche Fürsten und Grafen den Wagen des Schweden und reichten mit entblößtem Haupte dem Schweden das Wasser zum Waschen dar.

bloßes Söldnerheer von Kriegslustigen, Abentheurern und Freibeutern aus allen Nationen und Religionen Europas. Mit französischem und holländischem Geld warb Gustav Adolf seine Söldner, und diese lebten auf Kosten der deutschen Länder, die sie durchzogen. Wenn wir nur die Mannschaften haben, schrieb der König einmal an Oxenstjerna, so werden „Haupt und Vorsteher jeder Armee hinlänglich Rath finden können, an den Orten, wohin sie beordert würden, selbst Mittel und Auswege sich zum Unterhalt zu suchen". Also der Krieg mußte den Krieg ernähren, und der König selbst und seine Freunde schildern uns die Folgen dieses schrecklichen Verfahrens für Deutschland. „Es kamen dem König, meldet der offizielle schwedische Geschichtschreiber Chemnitz, je länger je mehr Klagen vor, daß die Insolenz bei seinen Soldaten, namentlich bei den Reitern, so groß geworden, daß sie das Land mit Rauben, Plündern und allerhand Gewaltthaten ganz erfüllten, daß sie die Salvegarden ohne Scheu verletzten, Kirchen und Schulen öffentlich beraubten und nichts unterließen, was am Feinde als böse war getadelt worden." So im Februar 1631, kurz nach der von Richelieu dem Schweden gewährten Geldunterstützung. Fünf Monate später, im Juli 1631 schreibt Gustav Adolf an Oxenstjerna: „Wir haben euch oft genug unsern Zustand zu erkennen gegeben, daß wir mit größter Armuth, Beschwerde und desordre uns und der Armee diese Zeit durchgeholfen haben, indem wir von allen unsern Dienern verlassen sind und einzig ex rapto (vom Raube), zu Schaden und Verderben aller unsrer Nachbarn den Krieg führen mußten, was bis auf diese Stunde continuirt, so daß wir Nichts haben, die Leute damit zu contentiren, außer was sie selbst mit unleidlichem Plündern und Rauben usurpiren." Und bald darauf klagt er, die Reiter „leben bloß von unordentlichem und ungebührlichem Plündern. Einer hat dadurch den Andern ruinirt, so daß Nichts mehr zu fangen ist, weder für sie noch den Soldaten in den Städten oder auf dem Lande". Und wurde es etwa im folgenden Jahr besser? „Meine Landleute — schreibt der protestantische Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig im Jahr 1632 über das schwedische Heer an Gustav Adolf — entfliehen in die Städte oder in Einöden und bauen dort das Elend. Sie werden von der undisciplinirten Soldateska gleich wilden Thieren gejagt, gemartert und erschossen. Die Weibsbilder werden barbarisch geschändet, die Kirchen beraubt, überall solche Unthaten verübt, daß sich die Sonne

davor entsetzen und verdunkeln möchte. Die Soldaten reiten und gehen durch die Getreidefelder, um nachzusehen, ob sich etwa dort verjagte Menschen verborgen, und dann hilft kein Weinen, kein Flehen, kein Klagen. Zwischen Neustadt am Rübenberg, Hameln, Hannover, Braunschweig sind die Dörfer menschenleer."

So betrugen sich die schwedischen Soldaten in protestantischen Ländern nach dem Zeugniß von Protestanten und dem Zeugniß des Heerführers selbst. Es waren dieselben Soldaten, welche täglich zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um ihren Feldprediger schließen mußten, dieselben Soldaten, denen man in neuern deutschen Geschichtsbüchern nachgerühmt hat: „Der schwedische Soldat bezahlte Alles, was er brauchte und von fremdem Eigenthum wurde auf seinem Durchmarsch Nichts berührt"!

Gustav Adolf wollte keineswegs die grausigen Ausschreitungen seines Heeres, die sein „Befreiungswerk" auf deutschem Boden in ein eigenthümliches Licht stellten: er hat im Gegentheil oft genug Bürger und Bauern ermahnt gegen die Plünderer einzuschreiten und sich zu wehren, er hat wohl gar mit eigener Hand der Plünderung Einhalt zu thun gesucht und hat zahlreiche „gute Ordnungen für die Mannszucht" erlassen: aber die Dinge waren stärker als er, die grausigen Ausschreitungen waren die Folgen des grausigen Grundsatzes, daß der Krieg den Krieg ernähre. Das Heer des Königs bestand zuletzt nur noch aus fürstlichen, adeligen und gemeinen Freibeutern, denen er, auf dem Gipfel seiner Macht, ebenfalls in einem protestantischen Lande, im Lager zu Nürnberg im Juni 1632 die oben mitgetheilte zornglühende Ansprache hielt.

Gustav Adolf hatte bei der Nachwelt ein seltenes Glück. Wie man über seine hochklingenden Worte vom „evangelischen Wesen", das er schützen, vom „evangelischen Messias", als welchen er sich betrachten müsse, seine politischen Eroberungszwecke vergaß, wie man ihn nicht nach seinem Thun, sondern nach seinen schön stilisirten Proklamationen beurtheilte, so beurtheilte man auch die „gute Mannszucht seines Heeres" nicht nach dem wirklichen Thatbestand, sondern nach den Reden, die er dafür hielt und nach den „guten Ordnungen", die er dafür ausgehen ließ. Aber dieses Urtheil über die „gute Mannszucht" drang nicht ins eigentliche Volk. Bürger und Bauern behielten in protestantischen wie in katholischen Ländern die geschichtliche „Mannszucht" d. h. die schwedischen Plünderungen und Mordbrennereien, die

nach dem Tode des Königs sich fortwährend verschlimmerten, im Gedächtniß, feierten im lutherischen Sachsen nach Anderthalbjahrhundert noch den Abzug der Schweden durch besondere Dankfeste und erinnerten sich in Sachsen noch im Jahr 1813 bei dem Durchzug der schwedischen Truppen der grauenvollen Leiden ihrer Voreltern und äußerten so lebhafte Furcht, daß ihnen die Schweden zu ihrer Begütigung zuriefen: „Fürchtet euch nicht. Wir sind nicht die Schweden des dreißigjährigen Krieges." Noch heute sagt das Volk sprüchwörtlich: „Hol' dich der Schwed'", „Kreuz' Dänemark und Schwedennoth", noch heute ist der Angstruf nicht vergessen: „Betet Kinder, die Schweden kommen." Vor allem blieb der sogenannte „Schwedentrank" in grauenhaftem Andenken. Die schwedischen Soldaten gossen nämlich den unglücklichen Deutschen, die sie zur Herausgabe der letzten Habe zwingen wollten, Mistjauche oder durch Urin verdünnte Excremente ein, legten dann Bretter über die von diesen Flüßigkeiten strotzenden Leiber und tanzten so lange auf ihnen herum, bis die Unglücklichen unter den Tritten der grausamen Peiniger ihren Geist aufgaben. Und der „Schwedentrank" war schon unter Gustav Adolf gebräuchlich, denn wir finden, daß man ihn im Jahr 1632 in Mainz fürchtete.

Ein Zeitgenosse, der bekannte lutherische Dichter Logau, sagt in einem Sinngedicht:

An die Schweden.

„Alles Unschlitt von dem Vieh, das ihr raubtet durch das Land,
Asche von gesammtem Ort, den ihr setztet in den Brand,
Gäbe Seife nicht genug, auch die Oder reichte nicht
Abzuwaschen innern Fleck, drüber das Gewissen richt;.
Fühlt es selbsten was es ist, ich verschweig' es jetzt mit Fleiß,
Weil Gott, was ihr ihm und uns mitgespielet, selbsten weiß."

Und in einem andern Sinngedicht sagt derselbe Patriot:

Sued, ein umgekehrter Gott: Deus*).

„Daß die Schweden heißen Götter,
Bleibt wohl wahr: sie machten Wetter,
Und mit ihren Donnerkeilen
Konnten Deutschland sie zertheilen;
Götter sind sie, nicht zum Schützen,
Aber kräftig zum Beschnitzen:
Götter sind sie, die die Christen
Wenig bauten, sehr verwüsten:
Götter sind sie, ihr Berauben
Soll man noch für Wohlthat glauben:
Götter sind sie, ihre Plagen
Sollen sein ein Liebeschlagen:
Götter sind sie, wahrem Gotte,
Als zu Ehren, mehr zu Spotte."

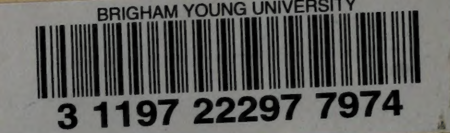
---

*) Es gab nämlich Deutsche, welche sich viel darauf zu gut thaten, in dem Wort Sued, rückwärts gelesen, das Wort Deus gefunden zu haben. Heinsius stellte in einer eigenen Schrift den Schwedenkönig Gott an die Seite. In unserm Jahrhundert geschah von deutschen Lobhudlern ein Gleiches mit Napoleon. Schrieb doch der berühmte Geschichtschreiber Johannes von Müller, der sich von dem corsischen Eroberer, gegen den er anfangs in die „Posaune des heiligen Krieges" gestoßen, anstellen ließ, aus Frankreich: „Wie Ganymed nach dem Sitze der Götter,

Sogar von Deutschen wurde der Eroberungszug des Schwedenkönigs, der Deutschland zertheilte und beraubte, für eine Wohlthat gehalten, aber Gustav Adolf selbst sprach sich darüber einmal mit denkwürdigen Worten, die wir unverkürzt mittheilen wollen, ganz anders aus. Als nämlich Jemand nach der Schlacht bei Breitenfeld in seiner Gegenwart von ihm rühmte, er sei zum Heil der Menschheit geboren und sein Heldenmuth sei ein Geschenk des Himmels, erwiderte er: „Sagt vielmehr, daß es ein Merkmal seines Zornes sei. Ist der Krieg, den ich führe, ein Hilfsmittel, so ist er doch viel unerträglicher als euer Uebel. Es ist ein Beweis der Liebe Gottes gegen sein Volk, wenn er dessen Königen gewöhnliche Seelen gibt. Derjenige, welcher keinen zu hohen Geist hat, macht nicht leicht übertriebene Anschläge. Die Ehr- und Ruhmbegierde lassen ihn in Ruhe. Wenn er seinen Geschäften obliegt, sind seine Länder desto glücklicher, und überläßt er einem seiner Unterthanen einen Theil seiner Sorgen, so entspringt daraus kein größerer Nachtheil, als daß dieser auf Unkosten des Volks sein Glück macht, selbst Geld sammelt, seine Freunde emporhebt, von seines Gleichen gehaßt und beneidet wird. Alles dieses ist kein Unheil und kann mit dem nicht in Vergleich gesetzt werden, welches die Ehrsucht eines großen Königs anrichtet. Diese ausschweifende Leidenschaft raubt ihm alle Ruhe und zwingt ihn, sie auch seinen Unterthanen zu rauben. Er hält alle diejenigen für seine Feinde, die sich ihm nicht unterwerfen wollen. Er ist ein Strom, der die Gegenden verwüstet, durch die er fließt, und da sich seine Waffen ebenso weit als seine Hoffnungen ausbreiten, so erfüllt er die Welt mit Schrecken, Elend und Verwirrung." Man weiß, daß auch Napoleon vor einigen Vertrauten einmal sich und sein Thun in ähnlicher Weise charakterisirt hat. Wie in Napoleon, so lebte in Gustav Adolf der unersättliche

---

bin ich vom Adler nach Fontainebleau entführt worden, um einem Gotte zu dienen." Wie Gustav Adolf an einigen deutschen Orten als "Heiland der Heiden" von den Thürmen herab angeblasen wurde, so sahen Manche bei uns in Napoleon eine "Emanation des Weltgeistes, eine neue Menschwerdung Gottes zum Behufe der Welterlösung", und in den Europäischen Annalen von Posselt wurde einmal alles Ernstes der Vorschlag gemacht, "eine der höchsten Bergwände der Alpen zu schleifen und in goldenen Riesenbuchstaben Napoleon's Namen darauf zu setzen, damit er in die weiteste Ferne Deutschlands strahle." Die Worte, welche Görres Napoleon in den Mund legte, ganz im Geiste des Corsen, hätte auch Gustav Adolf sprechen können: "Zwiespalt durfte ich nicht stiften unter den Deutschen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze durfte ich stellen und sie liefen mir wie scheues Wild von selbst hinein. Ihre Ehre habe ich ihnen weggenommen und der meinen sind sie darauf treuherzig nachgelaufen. Untereinander haben sie sich erwürgt und glaubten redlich ihre Pflicht zu thun. Leichtgläubiger ist kein Volk gewesen und thörichttoller kein anderes auf Erden. Als ich sie mit Peitschen schlug und ihr Land zum Tummelplatz des Krieges gemacht, haben ihre Dichter als den Friedensstifter mich besungen." Freilich nicht die Deutschen und ihre Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, sondern die Geschichtsdichter der spätern Zeit.



Drang des Eroberers, der sich durch keinen Widerstand hemmen, durch keine Erfolge befriedigen läßt, der aus jedem Kriege Samen zu neuem Kriege streut, im Gewühl der Schlachten an sich und Andern das Leben gering achten lernt, auch die Friedfertigen in's blutige Spiel der Waffen hetzt, erbarmungslos über die Häupter der Völker hinwegschreitet und nur Ruhe findet im Grabe. „Für mich gibt es keine Ruhe mehr, sagte Gustav Adolf vor seinem Krieg in Deutschland den schwedischen Reichsräthen, es sei denn die ewige Ruhe."

Wer in Deutschland Gustav Adolf feiern will, muß auch Napoleon feiern, und die Feier Napoleon's wäre eine geringere Sünde gegen das deutsche Nationalgefühl und die Ehre der Nation, als die des schwedischen Eroberers. Denn Napoleon hat, allerdings ohne es zu beabsichtigen, große Verdienste um die Entwicklung unserer nationalen Kräfte gehabt, während der Schwede, nach den treffenden Worten des protestantischen Geschichtschreibers Leo „durch seinen Einbruch das Reich vollends aus den Fugen riß, dessen weitere Schwächung veranlaßte und der deutschen Nation, die bis dahin die vornehmste der Christenheit gewesen, Ehre und Ansehen in Europa herabbrachte." Mit dem Namen Napoleon's verbindet sich wenigstens keine Erinnerung an innere religiöse Kämpfe, vielmehr die Erinnerung an eine Zeit, wo die Deutschen unter dem Druck des fremden Eroberers sich vor Gott beugen, wo sie beten lernten, ihr religiöses Leben kräftigten und dann ohne Unterschied der Confessionen treu zusammen standen und den fremden Eroberer bannten: mit dem Namen Gustav Adolf's ist dagegen unzertrennbar die Erinnerung an den innern religiösen Hader von Deutschen gegen Deutsche verknüpft, den der Schwede wachrief, den er als Mittel für seine Eroberungszwecke benutzte und der uns in Folge des dreißigjährigen Krieges nicht bloß Gut und Blut gekostet, sondern der auch eine Schwächung des religiösen Sinnes, eine kalte glaubenslose Gleichgültigkeit in den höchsten Fragen des Lebens, oder eine starre Verknöcherung oder eine pietistische Süßlichkeit und Hypochondrie erzeugt hat, an deren Wirkungen wir noch heute leiden. Und dennoch werden, sagt Leo, „Jahraus Jahrein dem Gustav Adolf und seinen Schweden in Deutschland Weihrauchfeuer angezündet und das urtheilslose Hingeben an die Erinnerungen des traditionellen Enthusiasmus auf den Schulbänken läßt dem Schweden noch neuerdings Denkmale in Deutschland von deutschem Gelde errichten. Da möchte man wirklich mit Luther ausrufen: Ja, es ist nicht Anders, wir Deutsche müssen aller Fremden Esel sein und bleiben." Stehen etwa in der Gegenwart die Zeichen am kirchlich-politischen Horizonte Deutschlands so günstig, daß man durch die Feier des Schwedenkönigs ungestraft Erinnerungen an den dreißigjährigen Krieg wecken und nähren darf?